„in statu" verrichten mußte. Die bitterste Seite dieser Art von Kriegsnot bestand aber wohl darin, daß sie sich den Betrug zu nutze machte. Leipziger Unternehmer empfingen oft die Beträge für vierspännige Fuhren, nicht aber der zur Ausführung derselben befohlene Bauer, obwohl er mit zwei Pferden sogar nicht selten die Last für ein Viergespann befördern mußte. Aus den Klagen darüber, daß so manches Dorf noch gar nichts habe leisten müssen, z. B. Mockritz bei Mügeln, darf wohl auf die ersten Punkte geschlossen werden, welche die Kriegsflut nicht erreicht hatte.

Wie nun erging es einem vom Leipziger Kreiskommissariate zu Militärfuhren angenommenen Geschirrbesitzer? Wohl hören wir schon am 3. November von Lützen aus darüber Klage führen, daß die abgeschickten Pferde nicht wieder abgelöst worden waren, und um die behördliche Verfügung bitten, die aus diesem Amte kommenden Vorspannpferde und Wagen jederzeit in den ersten Nachtquartieren durch andere zu ersetzen und nach Hause zurückzusenden, aber die betrübendsten Nachrichten kamen doch aus Kleinpardau und Zschepplin.

Sie, so erzählten die Kleinpardauer später, wären in Leipzig angewiesen worden, nach Düben zu fahren, und zwar sie französische, mit Kasten beladene Wagen, und die Beruhbracher eine Kutsche. „Wie nun beide Fuhren so schwer gewesen, daß solche von dem Viehe kaum erwacht werden können, welches aber dadurch erzwungen worden, daß französische Soldaten darneben hergegangen und auf die Pferde beständig hineingeschlagen, auch die Fuhrleute zu erstechen oder zu erschießen gedroht, wenn sie nicht schnell führen, so wären sie in Düben keineswegs entlassen, sondern ihnen angedeutet worden; sie müßten weiter fahren. Hierwider habe auch kein Bitten und Vorstellen, daß sie nicht weiter mitkönnten, indem das Vieh schon ermattet sei, geholfen, vielmehr wären die Pferde eingeschlossen und bewacht und sie mit großer Härte genötigt worden, wieder einzuspannen und weiter fort zu fahren, welches nun bis Wittenberg unter abermaligem Drohen und Hineinschlagen auf die Pferde geschehen müssen. Sie hätten nun geglaubt, hier entlassen zu werden, aber dieses sei, ohngeachtet die Pferde schon so ermattet gewesen, daß sie fast nicht fortgekonnt, zumal da sie sie nicht ordentlich füttern können, auch nicht geschehen, vielmehr wären sie abermals mit Drohungen, erstochen oder erschossen zu werden, noch weiter mitzufahren gezwungen worden, welches auch bis in das Dorf Deichel geschehen." Sie hätten, so erzählten sie weiter, ihre Pferde mit dem Geschirre eingebüßt, denn schon in Wittenberg hätte man die Kleinpardauer Knechte fortgejagt und ihnen angedeutet, zu gehen, wohin sie wollten, was abermals mit großen Drohungen verknüpft gewesen, so daß sich auch endlich die Knechte entfernen und die Pferde, welche in mit Wachen besetzten Ställen eingeschlossen gewesen, im Stiche lassen müssen. In Deichel ging es dem Manne aus Beruhbrach nicht besser; denn während man seine Pferde zurückbehielt, wurde er selbst fortgejagt. Wie unbarmherzig, ja geradezu unsinnig die Franzosen mit den Pferden unserer Bauern umgingen, erzählt der Pächter Lindstädt auf Zschepplin in folgenden Worten: „Indem ich im Begriff bin, diesen untertänigen Bericht zu überreichen, kommen von den zuletzt mitgenommenen acht Pferden sechs wieder zurück. Diese sechs Pferde hat man drei und drei vor zwei sechsspännige Pulverwagen gespannt, sie übertrieben, daß der Schaum auf ihnen gestanden, und des Nachts darauf, ohne sie zu füttern, in einen offenen Hof gejagt und selbigen verschlossen. Von diesen Pferden haben daher zwei völlig auf den Tod verschlagen; wegen der übrigen vier bin ich für den Augenblick noch nicht im stande, zu bestimmen, wie gefährlich diese verschlagen haben. Zwei Pferde aber haben sie gewaltsam gänzlich mitgenommen!" Hören wir aus Colditz, daß viele Pferde infolge dieser Strapazen gefallen waren, aus Gaudlitz, daß die Fuhrleute ihre Rückkehr in die Heimat von dem Feinde mit Geld erkaufen mußten, so begreift man, den letzten Notbehelf der Bauern zu Zschepplin völlig, welche vor Ankunft des Feindes sich und ihre Pferde rechtzeitig in Wäldern verbargen.

Und nun noch einige Worte über die Einquartierungslasten. Sie waren nicht nur überaus drückend wegen der Häufigkeit der Einquartierungen, sondern auch wegen der Einbußen, die sie mit sich brachten. Glücklich, wer damals nicht an der Heerstraße Altenburg-Dresden, Leipzig-Wittenberg u. s. w. wohnte! Ja, selbst die Lage eines Ortes an einem unbedeutenden Begleitwege der Heerstraße war gefährlich! Plaußig, am Nordufer der Parthe, klagte am 19. November 1806, seit dem 20. Oktober beinahe vier Wochen hindurch täglich französische Einquartierung gehabt zu haben, Seegeritz, unweit davon, bis zum 1. Dezember nicht weniger als zweiundzwanzig Mal, während Orte am Südufer dieses Leipziger Flüßchens, wie Clauden, Grasdorf und Portitz, keine bekommen hätten. Die Einbußen durch solche Einquartierung waren so bedeutend, daß die Gemeinde Podelwitz bei Leipzig am 3. Dezember 1806 in einem Vergleiche der dadurch herbeigeführten Verluste mit denen aus anderen Anlässen entstandenen zu folgendem Ergebnisse kam: „Es sind die regelmäßigen und außerordentlichen Einquartierungen in vielen Ortschaften so zahlreich und überhäuft gewesen, daß sie bei weitem den Wert der auch noch so zahlreich geleisteten Lieferungen und Spanndienste übertrafen, ja selbst von allen anderen ertragenen Kriegslasten die allerdrückendsten und verwüstendsten waren!" In der wortreichen Begründung dieser Behauptung heißt es: „Allein wie groß beläuft sich oft der Schaden, der von einströmendem Militär, welches heftig und begehrlich ist, dem bestürzten selbst Bewohner des Landes durch stürmisches Fordern sich häufig durchkreuzender Bedürfnisse jedes Individuums oft von wenigen Personen gefordert und abgedroht wird? Wie viel wird selbst genommen, verwüstet, an sich gerissen, welches alle oder einen großen Teil hätte befriedigen können, welches aber mit Gierigkeit genommen, kaum einen einzelnen oder nur wenige befriedigt? Wie viel wird zerschlagen, aufgesprengt, zertrümmert? Was muß da alles herbeigeschafft, geliefert, gemacht und aufgetragen werden, um einen solchen Schwarm zu befriedigen? Wie oft müssen dazu die der Wirtschaft nötigsten und zur Fortbestellung derselben unentbehrlichsten Stücken Vieh geschlachtet und preisgegeben werden? Wie viel gesparte Vorräte muß man geben und sich nehmen lassen? Was wird mitgenommen, ruiniert, verwüstet, zerstört? Wie vieles muß mit barem Gelde gleichsam abgekauft und der gedrohten Vernichtung entzogen werden?" Was die Einquartierungen noch weiter drückend machte, war der durch sie unvermeidlich gewordene Unterhalt vieler Pferde, die gewaltsame Forderung von Genußmitteln, die der Grund und Boden des deutschen Landmannes damals keineswegs hervorbringen konnte, z. B. von Zucker und Kaffee, und endlich die Notwendigkeit, um teuren Lohn Leute zur Aufwartung und Bedienung mieten und beköstigen zu müssen.

Die Zukunft erschien daher in den dunkelsten Farben! „Bei dieser elenden Lage, worin wir uns befinden — schreiben dieselben Podelwitzer — können wir leider unsere Felder nicht gehörig bestellen und sind selbst an der Einsaat gehindert. Keine Felder werden für die Frühjahrssaat bestellt, nichts vorbereitet, alles Futter und aller sehr nötige Vorrat wird aufgezehrt. Was soll aus uns und unserer Wirtschaft werden? Was aus unserer künftigen Ernte? Womit sollen wir unser Vieh erhalten?" Sah man sich hier vor dem totalen Ruin seiner Habe gestellt, so anderwärts vor die Notwendigkeit, als verarmte Lasten des Landes mit dem Bettelstabe in der Hand davon zu gehen.

Daß unter solchen Umständen Hülfe dringend not war, konnte niemand von der Hand weisen; aber über das Wie? gingen die Ansichten weit auseinander. Das bisher von keiner Seite angetastete Vorrecht der Rittergüter, nichts zur Tragung allgemeiner Lasten beitragen zu müssen, erkannte der kleine Bauer jetzt als zu Unrecht bestehend und forderte seine Beseitigung. Auch die Mithülfe außerhalb des Kriegsbereichs liegender Orte zur Leistung notwendig gewordener Dienste wurde flehentlich erbeten. Ja, sogar Unmögliches, wie die Verlegung der Militärstraße von Leipzig nach einem anderen Orte verlangte und sicherte man zu; als ob sich die Kriegsfurie die Bahnen vorschreiben läßt! Leider war all diesen Wünschen gegenüber das Herz der Behörden hülfsbereiter als ihre Hand zur Hülfe fähig. Schon am 5. November versandte die Leipziger Kreisdeputation Formulare zur Anmeldung erlittener Schäden, aber diese waren so sehr Arbeiten des grünen Tisches, daß eine ganze Reihe von Gemeinden weit darüber hinausgehende Angaben zu machen wünschte. Man stellte auch die Errichtung sogenannter Kreiskassen zur Wiedererstattung erlittener Kriegsschäden in Aussicht, aber sie scheinen weder bis zum 10. September 1807 zu stande gekommen, noch bis zum 28. Dezember 1810 ihren zugesagten Verpflichtungen nachgekommen zu sein. Unterm 10. Dezember 1806 hören wir aus Colditz, daß der Kurfürst sogar die Beihülfe der Rittergüter in Aussicht gestellt habe, unterm 13. Dezember auch aus Merseburg, daß das Rittergut Deutzen bei Borna verschiedentlich zu Fuhren herangezogen worden sei, wir lesen endlich von einer zur Verallgemeinerung dieser eingeleiteten Schritte niedergesetzten Deputation und — zu unserem größten Erstaunen — von einer entschiedenen Weigerung mehrerer Rittergutsherren, ihre ererbten Vorrechte aufzugeben, wenn nicht mittels Patentes alle ihre Standesgenossen dazu aufgefordert worden seien. Daß es, was rühmend anerkannt werden soll, doch eine ganze Reihe vornehmer Landwirte gab, deren Herzensgüte größer als ihr Ahnenstolz war, und auch eine große Reihe von Orten, wie die Dörfer des Erb- und Schulamtes Grimma, der Ämter Mügeln, Mutzschen, Zörbig und Zschepplin, welche das Nichtvorhandensein irgend welchen Unvermögens zur Fortführung ihrer bürgerlichen und bäuerlichen Gewerbe gern bekannten, das waren die Gründe, weshalb sich nach und nach die Hülfeschreie auf der einen und die zur Linderung der erlittenen Nöte getanen Schritte auf der anderen Seite in nichts verloren. Das Beste zur Milderung des Betrübten und zur Verhütung kommenden Leides geschah offenbar durch Kurfürst Friedrich August selbst, der bekanntlich am 11. Dezember 1806 mit Napoleon I. zu Posen Frieden schloß.

Bücherbesprechungen.

Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840 bis 1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte von Christian Petzet. Zweite Lieferung. München, J. F. Lehmanns Verlag 1902. Wir haben die erste Lieferung dieses Werkes, welche außer einer allgemeinen Charakteristik der politischen Lyrik auch das Charakterbild Hoffmanns von Fallersleben enthält, bereits anerkennend besprochen; alle Vorzüge der ersten Lieferung finden sich in der zweiten wieder, welche die Dichter Dingelstedt, Herwegh, Prutz und Freiligrath bespricht, und zu diesen Vorzügen rechnen wir auch, daß die Schrift gleichfalls eine Anthologie der politischen Lyrik enthält, deren Erzeugnisse unter dem lyrischen Schutt der letzten Jahrzehnte fast vergraben sind. Und doch finden sich darunter Edelsteine und Perlen echter Poesie. Die Charakteristik Petzets erscheint uns durchaus zutreffend; mit Recht heißt es von Dingelstedt, daß er zu den markantesten Charakterköpfen unserer modernen Literatur gehört. Er ist von diesen Dichtern derjenige, der am wenigsten populär geworden ist; denn ein vornehmer, etwas blasierter Zug war ihm von Hause aus eigen, ein Sarkasmus von einschneidender Schärfe, ebenso eine feine Ironie, die man für weltmännisches Parfüm hält. Seine Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters haben auch einen gewissen jugendlichen Schwung; wertvoller sind seine späteren Dichtungen, besonders der „Roman", der mit politischer Lyrik nichts gemein hat. Ohne Einschränkung kann man dem Urteil Petzets über Georg Herwegh beistimmen, daß die „Gedichte eines Lebendigen" an sensationellem Eindruck auf die Zeitgenossen alle vorangegangenen Erscheinungen der politischen Poesie bei weitem übertroffen haben und an Kraft und Schwung des Gefühls, des Gedankens und der Sprache, wie in künstlerischer Beherrschung der lyrischen Formen die erste Stelle unter den poetischen Erzeugnissen der damaligen Aera einnehmen. Ebenso muß man dem Tadel Petzets, der Herweghs spätere Gedichte trifft, zustimmen, daß sich in ihnen die Abnahme des poetischen Talents sowohl in Betreff des Inhalts als der Form sehr bemerkbar mache. In der Tat möchten wir die Herweghsche Dichtung jenen Prachtblüten vergleichen, die sich in langer Zeit nur einmal und dann mit einem Knall erschließen. Seine spätere Lyrik erscheint uns als vergröberter „Heine" mit epigrammatischen Keulenschlägen, der aber alle aristophanische Grazie verloren hat. Robert Prutz wird sehr zutreffend der korrekte und populäre Dichter der liberalen Opposition der vierziger Jahre genannt und es wird besonders seine maßvolle Haltung gerühmt, wenngleich er die hohen dichterischen Eigenschaften, welche mehrere seiner Genossen in reichem Maße auszeichneten, nicht in ähnlicher Stärke besaß. Uns erscheint Prutz in seiner politischen Lyrik oft zu rhetorisch und doktrinär; dagegen finden sich in seinen weniger bekannten nicht politischen Gedichtsammlungen: „Aus der Heimat" und „Herbstrosen", die außerhalb des Rahmens der Petzetschen Schrift liegen, Gedichte von großer Schönheit. Was aber seine politische Lyrik betrifft, so konnte der Verfasser wohl noch erwähnen, daß Prutz im Jahre 1866 noch einmal in die Saiten griff, um gegen den drohenden deutschen Bürgerkrieg zu protestieren, ein Gedicht, welches ihm gerichtliche Verfolgung zuzog. Eingehend und mit warmer Anerkennung wird Ferdinand Freiligrath behandelt; einige seiner von revolutionärer Leidenschaft durchglühten Lieder, die uns heutigentags fremdartig gemahnen, aber zur Signatur jener Epoche gehören, deren Bild sie mit Flammenzügen schwunghafter Begeisterung schildern, werden uns von Petzet mitgeteilt. †

* * *

Herzog Ernst von Schwaben, Erzählung aus dem elften Jahrhundert von Felix Dahn. Preis 4 ℳ. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Nicht nur die lebhafte Phantasie des Mittelalters hat die Gestalt des jungen, durch seinen Trotz einem tragischen Geschick verfallenden Herzogs Ernst von Schwaben mit einem Schleier von Sagen und Märchen umwoben, auch die Schriftsteller unserer Zeit wandten und wenden sich gern dem kühnen Helden zu, der untreu gegen Kaiser und Reich ward, aber treu bis zum Tode dem Freunde blieb. Dahn selbst hat schon einmal in einer Ballade aus dem Jahre 1862 diese Freundestreue poetisch verherrlicht, und letztere auch als ausschlaggebendes Moment für die Handlung seiner Erzählung benutzt. Ein Moment übrigens von historischer Zuverlässigkeit: Ernst hat tatsächlich, als nach seiner Haft auf dem Giebichenstein der Kaiser ihn begnadigen und aufs neue mit dem Herzogtum Alemannia belehnen wollte, sobald er sich eidlich verpflichte, von seinem Dienstmann und Freunde Werner von Kyburg zu lassen, der durch treulose Anschläge das Reich in Verwirrung gebracht habe, sich dessen energisch geweigert. Er wurde darauf für einen offenbaren Feind des Kaisers erklärt und mußte, seines Herzogtums verlustig, fliehen. Auch der weitere Verlauf des Dahnschen Buches lehnt sich ziemlich genau den geschichtlich verbürgten Vorgängen an. Eine romantische Zutat ist dagegen, daß der ebengenannte Werner von Kyburg ein natürlicher Sohn Konrads II. gewesen sein solle. Doch diese dem Dichter wohl gestattete freie Erfindung gestaltet vornehmlich den Schluß des Buches sehr effektvoll, beeinträchtigt allerdings auch etwas das Interesse an dem eigentlichen Helden der Erzählung. An dramatisch wirksamen Situationen ist letztere überhaupt reich. Besonders die Kaiserwahl ist sehr farbenreich dargestellt und ebenfalls durch gut erfundene Wendungen schriftstellerisch vorteilhaft ergänzt. Einen packenden Eindruck erweckt des weiteren Konrads Werbung um die Witwe des älteren Ernst. Letztere bricht mit der Annahme dieser Werbung, nach Dahn, den ihrem sterbenden Gemahl geleisteten Eid, sich nicht wieder zu vermählen. Wie historisch erwiesen ist, war die Ehe zwischen Konrad und Gisela wegen Blutsverwandtschaft kirchlich verboten und gab dadurch Grund zu Einspruch und Zwist. Doch ist die erstere Darstellung wiederum von gut berechneter Wirkung, indem sie den tragischen Konflikt zwischen Ernst und seiner Mutter noch verschärft. So hat Dahn aufs neue glänzend sein künstlerisches Geschick bewiesen, Wahrheit und Dichtung zu einem wirkungsvollen Ganzen zu verschmelzen und sowohl dem historischen Gedanken als auch der poetischen Wirkung gerecht zu werden. — Ebenfalls in den Anfang des vorigen Jahrtausends führt uns eine Erzählung von Adolf Hausrath. Das Werk, „Die Albigenserin" betitelt (Preis 4 ℳ), hat zum Hauptmotiv ein idyllisch beginnendes und für das Weib mit furchtbarer Tragik endendes Verhältnis zwischen einem jungen schwäbischen Grafen und der schönen Albigenserin. Letztere gehört der Sekte der Häretiker an und büßt ihre sittliche Vollkommenheit auf dem Scheiterhaufen, dem damaligen Palladium der katholischen Kirche gegen alle wirklichen und eingebildeten Schäden ihrer Zeit. Auch der biedere Schwabe gerät in einen Konflikt mit den kirchlichen Herren, doch kommt er noch glimpflich davon. Das Werk wirkt nicht in gleichem Maße gedanklich anregend, wie frühere Arbeiten Hausraths, ist aber reich an romantischem Reiz. Zum Schlusse sei noch berichtigend erwähnt, daß der Titel der jüngst besprochenen Erzählung von Lang nicht „Line", sondern „Tine" lautet. M. Uhse.

* * *

Cement und Beton. Illustrierte Monatsschrift für Cement- und Betonbau. Geschäftsstelle: Berlin NW 5, Kruppstraße 6. Heft 1 und 2. Preis: 2 ℳ vierteljährlich.

Die Krankenpflege hat in den modernen Kulturstaaten einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, daß eine Verbesserung derselben vielfach kaum für möglich gehalten wird. Nicht nur die Pflege der Kranken in der Familie hat sich gegen früher vollständig geändert und zwar zu Gunsten einer hygienischen Behandlung, sondern auch unsere großen Krankenhäuser sind Muster von gut eingerichteten und geleiteten Heilanstalten geworden. Daß die Küche eines großen Sanatoriums oder Hospitals nun keine untergeordnete Rolle spielt, ist allgemein bekannt. Die Bereitung geeigneter Kost für Kranke und Reconvaleszenten ist sozusagen eine Wissenschaft für sich geworden. Gerade bei den Kranken heißt es speziell die Individualität jedes Leidens berücksichtigen. Neben den besten Arzeneien und den kräftigsten Nahrungsmitteln spielen aber im Leben des Patienten die Genußmittel keine geringe Rolle. Wo es gilt, den fehlenden Appetit anzuregen, da sind geeignete ungefährliche Reizmittel durchaus am Platz und werden von den Aerzten angewandt. Professor Dr. Martin Mendelsohn hat sich nun vor einiger Zeit über ein neues Genußmittel höchst anerkennend ausgesprochen, das, dem besten Fleischextract an Gehalt und Zusammensetzung gleich, äußerst günstige Wirkungen ausübt. „Sirio", so nennt sich dieses Präparat, ist von Geschmack unübertrefflich, besitzt große Würzkraft und dürfte um so mehr das beste Ersatzmittel für Fleischextract sein, als es um circa die Hälfte billiger ist als dieser.

Wer das neue, wesentlich verbesserte Präparat — in allen Colonialwaren- 2c. Handlungen erhältlich — noch nicht versucht hat, versäume nicht, sich von der vorzüglichen Qualität zu überzeugen. Wo nicht zu haben, verlange man unter Einsendung von 30 Pfg. in Briefmarken Probetöpfchen, ab Fabrik: „Sirio-Gesellschaft" m. b. H. Frankfurt a. M.

Meßmer's Thee

à ℳ 2.80 u. ℳ 3.50 p. Pfd. — Der Name ist eine Garantie. Bei **Gustav Markendorf**, Grimmaische Straße, erhältlich.

Blasen- u. Harnleiden

Ausfluss, Harnbrennen, Harndrang, Blasenkatarrh finden rasche und schmerzlose Heilung ohne Berufstörung durch **„Locher's Antineon"**. Keine Kapseln! Wirkt nicht schädlich, sondern **sehr günstig auf Magen und Nieren!** Ohne Sandelholzöl oder Copaiv.-Bals. Angenehm einzunehmen! Aerztl. wärmstens empfohlen! Unzählige Dankbriefe aus d. ganzen Welt! Man achte auf A. Locher's Namenszug auf Verpackung u. weise angebl. Besseres zurück! Flasche Mk. 2.50 in den Apotheken. Ausführliche Prospekte gratis durch den Alleinigen Fabrikanten **Andr. Locher,** Pharm. Laborat., **Stuttgart.**
(Bef.: 40 Sarsap., 10 Burzel, 10 Chempr., 100 Sp. dil., 100 Sp. e vinol.)
Niederlagen: **Leipzig: Salomonisapoth.,** Grimm. Str. 17, **Hofapoth.** Hainstr. 9, **Johannisapoth.,** Dresdener Str., sow. i. d. meist. and. Apotheken.

Miene eines Mannes, der sich davon überzeugt hat. „A frische Maß Bier gibt's und a Stuck a zwanzig Mann sand schon da. Bloß Des und die Bertelsgadner fehl'n noch."

„Na, dann müassen wir machen, daß wir hinkomma, eh's Bier gar is!" rief der Führer seiner Mannschaft zu.

„B'hüat Ihna Gott, Kamerad!"

„B'hüat Gott! Tuat S' dem Quatie nit zu viel!" sagte der falsche Grenzer und dann trennte man sich. Während die Oesterreicher langsam aufwärts stiegen, ging der Schmuggler gemächlich abwärts. Er wußte in der Nähe ein Versteck, von dem aus er die Berchtesgadner Grenzwache ruhig vorüber lassen konnte.

Im Verlauf einer Viertelstunde hatten die Saalfeldner die „Wegscheid" erreicht, wo sie auf das Herzlichste von den bereits anwesenden Kollegen begrüßt wurden.

„Wir hab'n 's schon gehört, daß 's a frisches Bier gibt", meinte der Führer der Ankömmlinge. „Dem Kamerad Brunner sand wir begegnet, der seit gestern in der Ramsau zur Aushülf' is."

„Bei uns zur Aushilf?" fuhr der Grenzerloisl auf, und sah über die Spielkarten hinweg auf den Ueberbringer dieser merkwürdigen Nachricht.

„Ja, bei Enk. Er is den Bertelsgadnern entgegen, um sie auf an andern Gangsteig zu bringen!"

„Wia hat er denn ausg'schaut?" forschte man von allen Seiten.

„Wia er ausg'schaut hat?" wiederholte der Führer achselzuckend. „Sell ko i nit genau behaupten. I woaß nur, daß er a großer Mo mit an schwarzen Vollbart g'wen is und an Mantel und a Schirmmützen auf'g'habt hat."

In diesem Augenblick sprang der Grenzerloisl auf, um nach seinem Mantel zu sehen. Seine bange Ahnung hatte ihn nicht betrogen — er war samt der Mütze verschwunden. „Leut'!" rief er jetzt vor Schreck außer sich, aus is 's, g'fehlt is 's, der Klamperer Xaverl, der schwarze Schmugglerkinnig hat mir mein Mantel g'raubt und die Mützen. Auf und nach! Wir müassen ihn kriag'n, lebendig oder tot, sonst kimm' i um mein Posten."

Die bestürzten Beamten, denen der kühne Pascher vor der Nase entwischte, ließen sich diese Aufforderung nicht zweimal sagen. Schon in den nächsten Minuten waren sie, so schnell es ihnen möglich war, hinter dem Entkommenen einher, um ihn einzuholen.

Der Klamperer Xaverl hatte aber derweilen Pech gehabt. Statt den Berchtesgadener Grenzern aus dem Wege zu gehen, lief er ihnen gerade in die Arme. Dem Oberaufseher kam der neue Ramsauer „Kollege" etwas zweifelhaft vor und als er ihn um seine Legitimation fragte, griff der Pseudokollege in die Tasche und holte eine Hand voll Schnupftabak hervor, die er dem Beamten in die Augen warf, so daß dieser mit einem lauten Aufschrei zurücktaumelte und von seinen beiden Begleitern gehalten werden mußte, um nicht von dem schmalen Wege in den Abgrund zu stürzen. Der Klamperer Xaverl benutzte die Gelegenheit, um auszureißen. So schnell, wie es seine Kraft zuließ, stürmte er abwärts, hinter ihm auf etwa achtzig Schritte Entfernung der eine der Grenzer, während der andere bei dem geblendeten Oberaufseher zurückgeblieben war. Zwischen dem Flüchtigen und seinem Verfolger entspann sich nun ein Wettlauf auf Leben und Tod. Ein Glück für beide war es, daß die Dunkelheit das Schießen verhinderte, sonst hätten sie sicher von ihren Gewehren Gebrauch gemacht.

Nach dreiviertelstündigem Rennen war der Klamperer Xaverl mit einem Vorsprung von etwa zweihundert Schritten in Ramsau angekommen. Eines der ersten Häuser an der Landstraße war das kleine Besitztum des Grenzerloisl.

Da kam dem Pascher plötzlich ein raffinierter, tollkühner Gedanke. Er hatte in der Manteltasche den Hausschlüssel gefühlt und nun rannte er direkt auf das kleine Gebäude zu, um sich dort in Sicherheit zu bringen! Nur ein Wahnsinniger hätte so eine unglaubliche Handlungsweise für möglich gehalten, sich direkt in der Höhle des Löwen vor diesem in Sicherheit zu bringen. Schleunigst schloß er auf und tappte sich im Finstern nach der Richtung, wo die Tür der Wohnstube sein mußte. Mit einem Male ward ihm aber eine recht unangenehme Ueberraschung.

Mit den Worten: „Was, du Lump? Du kimmst scho wieder mit so an Mordsrausch hoam, daß d' nicht amal die Stubentür findst?" sprang die schwarze Kathl aus einer Nische auf ihn zu und hieb ihn mit einem Besenstiel so wuchtig über den Kopf, daß er beinahe zusammenbrach. Er hatte den Loisl noch immer für einen Junggesellen gehalten und keine Ahnung davon gehabt, daß er sich an ein zartes Wesen gekettet.

Vor Ueberraschung war er zu keiner Gegenwehr fähig. Die „Giftnudel" hielt diese Wehrlosigkeit für Schwäche, ergriff ihn beim Kragen, stieß ihn zur Stubentür hinein und von dort in das eheliche Schlafgemach. „So", sagte sie. „Da drinna bleibst mir, du versoffener Lump; acht Tag Hausarrest hast', bei Wasser und Brot! I werd dös ban Oberaufseher schon ausmachen!"

Hierauf drehte sie den Schlüssel um und der Klamperer Xaverl saß im Allerheiligsten seines racheschnaubenden Todfeindes gefangen. So etwas hätte er nicht für möglich gehalten, er war vom Regen in die Traufe gekommen.

Die schwarze Kathl aber legte sich höchst zufrieden über ihre pädagogische Methode auf die Ofenbank und war gar bald eingeschlafen; sie war ein Weib, das das Wort Nerven nur dem Namen nach kannte. Sie sollte nach zwei Stunden aber durch ein recht sonderbares Ereignis aus ihrem Schlummer erweckt werden. Irgend jemand hämmerte ungestüm an das Fenster.

„Na, wer is denn da?" rief die schwarze Kathl aufspringend und eine kleine Lucke öffnend.

„Wer soll's denn sein?" brummte draußen eine Stimme. „I bins, dein Mo!"

„Heilige Maria!" schrie die schwarze Kathl entsetzt. „Loisl, du bist's"?

„Ja, warum denn nit"

„Weil du vorhin besoffen hoam kommo bist und i di rumghaut hab wia an Mehlsack!"

„Mi?"

„Ja di! Du bist ja drinna in der Kammer und konnst vor Rausch nimmer steh'n!"

„Herrgottsakra, bin i verruckt, oder bist du's?" murmelte der Grenzerloisl. „I ko vor Rausch nimmer steh'n und i bin in der Kammer drinna eingesperrt! Weib i sag dir, mach auf, i muaß mi anschaug'n!" Seine Stimme wurde drohend, er fühlte so etwas wie Eifersucht. Ein Betrunkener als seine Person in der Schlafkammer; er glaubte zu träumen.

Unterdessen hatte die schwarze Kathl die Tür geöffnet.

„I will mi anschaug'n!" schrie ihr der in seinen Rechten sich gekränkt glaubende Gatte entgegen. „Weib i sag dir, i derschlag di, und den Hallotren aa, wenn i hintergangen werd."

„I di hintergehn?" sagte die schwarze Kathl verwundert. Die Eifersucht ihres Gatten kam ihr so überraschend, daß sie mit einem Male Respekt und Liebe für ihn zu empfinden glaubte.

„Jawohl, i hatt dir's nit zugetraut in deine alten Täg", schrie der Loisl aufs neue, dann stürzte er auf die Kammertür und öffnete, um seinem Rivalen gegenüberzutreten. Der war aber nirgends zu finden. Statt seiner lagen Loisls Mantel und Mütze auf dem Bette, der verkannte Ehemann aber war durchs Fenster verschwunden.

Der Grenzer starrte mit weitaufgerissenen Augen bald auf seine wiedererlangten Kleider, bald auf die zarte Gattin, dann aber ergriff er sie mit beiden Händen an den Armen und schüttelte sie, wie etwa einen jungen Pflaumenbaum.

„So, nu woaß i aa, warum i den Schmuggler nit kriag!" brüllte er. „Weil du mit die Schmuggler unter aaner Decken steckst. Aber nu bist gliafert. Anzoag'n tua i di ban Gericht, ins Zuchthaus muaßt."

Die schwarze Kathl war über diese Wendung der Dinge so bestürzt, daß sie jetzt jammernd ihrem Gatten zu Füßen sank. „Loisl", bat sie, „tua dös nit, i bin unschuldig. Hab a Einsehgn, du sollst es aa von jatzt an so guat hab'n, wia a Engel im Himmel."

Durch das Gehirn des Loisl, der jetzt den Zusammenhang zu ahnen begann, schoß mit einem Male ein praktischer Gedanke. Er versuchte die für ihn günstige Situation auszubeuten.

„So, is dös wahr?" rief er zweifelnd.

„Ja, i schwör's dir!" versicherte die Geängstigte. „So bald i di nochmals hau, kannst mi anzoag'n."

„Guat", sagt er, „i will noch a mal Gnad für Recht ergeh'n lass'n, aber dös sag i dir, i mach Ernst, wennst wieder die Bißgurn aussa zoagst."

Der Grenzerloisl hatte es nicht nötig, Ernst zu machen. Von jener Stunde an war die schwarze Kathl zum grenzenlosen Erstaunen aller Leute wie umgewandelt. Wie aber das gekommen war, hat der Grenzerloisl niemanden verraten. Der Klamperer Xaverl aber ist nach Amerika gegangen und hat es verschworen, je wieder den Mantel seiner Todfeinde anzuziehen.

SLUB
Wir führen Wissen.